

Quo vadis universitas?

Kritische Beiträge zur Idee und Zukunft der Universität

Herausgegeben von Hans-Ulrich Rügger
Nr. 5, 12. April 2006

Gleichheit im Reich der Freiheit

von Susanne Baer

Kontakt „Quo vadis universitas?“

Hans-Ulrich Rügger
Universität Zürich, Prorektorat Forschung
8001 Zürich, Künstlergasse 15

<http://www.unizh.ch/forschung/quovadis/html>

Vorwort

Der Gedanke der Freiheit ist mit der Idee der Universität seit ihrer Entstehung im Mittelalter verbunden. Anders steht es mit dem Gedanken der Gleichheit – auf jeden Fall was das Verhältnis der Geschlechter betrifft. Als Herzog Rudolf IV. am 12. März 1365 die Gründungsurkunde für das Wiener Generalstudium nach dem Vorbild der Pariser Universität bekräftigte, da waren als Universitätsangehörige keine Frauen im Blick. Und noch als in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts neue Universitäten nach liberaler Konzeption in Berlin (1810) und in Zürich (1833) gegründet wurden, waren Männer in jeder Hinsicht – im Lehrkörper wie unter den Studenten – unter sich. Wie sich dann im Frühjahr 1865 herausstellte, dass gleich zwei russische Zuhörerinnen ein regelmässiges Fachstudium der Medizin an der Universität Zürich zu absolvieren wünschten, schrieb der Akademische Senat an die Oberbehörden:

„Diese unklare Stellung könnte auf keine andere Weise gelöst werden als dadurch, dass Zuhörerinnen dieser Art immatriculationsfähig erklärt würden, und durch die Immatriculation zugleich die Rechte, aber auch die Verpflichtungen der Studenten erhielten. Indessen ist auch wiederum nicht zu leugnen, dass ein solches Verhältnis ebenfalls gewisse Seiten hätte, welche mit allen unseren bisherigen Begriffen im Widerspruch stehen.“

Es war und ist nicht einfach, sich in der Universität auf eine freiheitliche Gleichheit einzustellen. Was überhaupt kann das bedeuten: Gleichheit im Reich der Freiheit? Susanne Baer verfolgte die Frage anlässlich des 10-jährigen Jubiläums der *UniFrauenstelle – Gleichstellung von Mann und Frau* an der Universität Zürich. Ihre Überlegungen zum Spannungsverhältnis von Liberalität und Egalität geben wir im Folgenden wieder. Für die redaktionelle Unterstützung danke ich Petra Birrer und Stefanie Kahmen.

Zürich, 12. April 2006, Hans-Ulrich Rügger

Susanne Baer ist Professorin für Öffentliches Recht und Geschlechterstudien an der Humboldt Universität zu Berlin. Seit September 2005 führt sie daselbst das Vizepräsidium für Studium und Internationale Angelegenheiten.

Gleichheit im Reich der Freiheit

Die Universität ist, konzeptionell gesehen, ein Reich der Freiheit. Nach der Humboldtschen Idee verwirklicht sich diese Freiheit in der forschenden Lehre, der lehrenden Forschung, autonom vom Staat. Die Freiheit ist allerdings nicht die Freiheit der kommunikativ isolierten Akademie, sondern einer sozial kontextualisierten Konzeption von Freiheit geschuldet. Nicht Individualität *per se*, sondern die individuelle Idee im Gespräch zwischen Lehrenden und Lernenden, Älteren und Jüngeren, fachlich Verschiedenen prägt damit das Universitäre.

Die Idee, welche die systematische Gleichstellungsarbeit an Universitäten prägt und prägen muss, verlangt diesem Reich der Freiheit eine Orientierung auf die Gleichheit ab. Genau das zu denken, ist jedoch alles andere als leicht. Manche erleben es bis heute als Zumutung, sich in der individuellen Genialität, Kreativität und tradierten Wissenschaftlichkeit, die gemeinhin unter Freiheit verstanden wird, einer Vorstellung von Genialität, Kreativität und Wissenschaftlichkeit zu öffnen, die Freiheit und Gleichheit synergetisch integriert. Es mag im Team arbeitenden naturwissenschaftlich Forschenden leichter fallen als denen, die allein denken und schreiben, verschweigt aber nur, dass auch diese sprechen und lesen, eben kommunizieren. Die Schwierigkeit jedoch, sich in der Universität mit einer freiheitlichen Gleichheit anzufreunden, hat auch geistesgeschichtliche Gründe.

Spannungsverhältnis

In der Philosophie sind Freiheit und Gleichheit ebenso wie in anderen normativen Wissenschaften regelmäßig als je unterschiedlich gedacht und in ein spannungsreiches, oft auch in ein hierarchisches Verhältnis zueinander gesetzt worden. Das Spannungsverhältnis sieht – sehr verkürzt gefasst – folgendermassen aus: Wo Freiheit herrscht, kann Egalität nicht weit reichen, und wo Gleichheit zentral ist, leidet die Freiheit. Das Reich der Freiheit scheint also gefährdet, wenn die Gleichheit ihr Recht beansprucht, und die Gleichheit droht verloren zu gehen, wo die Freiheit regiert. Politisch wird dies in der ideologischen Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und

„Das Reich der Freiheit scheint gefährdet, wenn die Gleichheit ihr Recht beansprucht, und die Gleichheit droht verloren zu gehen, wo die Freiheit regiert.“

Kapitalismus ausbuchstabiert und heute in Kämpfen zwischen „Neoliberalen“ und sozialstaatlich Planenden ausgefochten. Gerade und doch nicht nur in diesen Kämpfen taucht auch die Hierarchie auf, denn die Freiheit genießt hier oft eine gewisse Priorität: *In dubio pro libertate*.

Die Gleichheit hat anders als die Freiheit historisch – jedenfalls seit der Verbreitung einer Aufklärungsprämisse individueller Autonomie – einen schweren Stand. Das gilt umso mehr, wenn es um die Gleichstellung im Geschlechterverhältnis geht, die häufig als „Gleichheit von Frauen“ rubriziert wird – ohne damit (zu Recht) ein empirisches Ungleichgewicht feststellen zu wollen, sondern um Verantwortlichkeit und Problemgenese einseitig zu verorten. Der besonders schwere Stand der Gleichstellung im Geschlechterverhältnis resultiert aus einer komplexen Gemengelage. Frech scheint es zu sein, dass da zunächst einmal unter dem Banner der Gleichstellung eine Gruppe schlicht fordert, am Reich der Freiheit teilhaben zu wollen. Das war am Anfang manchen Herren und dann manchen Herren wie auch manchen Damen zuviel, gilt aber heute weithin als verkraftbar, auch wenn es ebenso weithin in Organisationen der Wissenschaft nicht umgesetzt wird. Mit der Teilhabe allein ist es aber nicht getan.

Eingemachtes

Gleichheit im Reich der Freiheit – das richtet sich auch „aufs Eingemachte“. Es geht nicht nur darum, neben den Professoren auch Professorinnen zu sehen. Es geht sogar nicht nur darum, das abzustellen, was der berühmte gewordene Beitrag zu Begutachtungskartellen im *peer review* in der Zeitschrift *Nature* 1997 zeigte (Wennerås/Wold), also darum, Leistungen diskriminierungsfrei bewertet zu wissen. Es geht darüber hinaus auch darum, das Reich der Freiheit nicht als Elfenbeinturm zu imaginieren, in dem es keine Küche und keine Kinder gibt. Die Forderung nach Gleichstellung in der Wissenschaft beschränkt sich nicht auf Fragen der Personalauswahl (wo ernsthafte Bemühungen um faire Berufungsverfahren und sinnvolle Zielvereinbarungen langsam tragen könnten) oder auf Peer Mentoring (wo nicht zuletzt die Zürcher Aktivitäten international wegweisend sind). Die Forderung nach Gleichstellung richtet sich auch auf Wissenschaft als Lebensform – so Jürgen Mittelstrass – oder, weniger pathetisch: auf all das, was Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auch noch ausmacht und was sie auch

„Es geht auch darum, das Reich der Freiheit nicht als Elfenbeinturm zu imaginieren, in dem es keine Küche und keine Kinder gibt.“

noch machen, also nicht zuletzt auf den Habitus, der – so zeigen die Studien von Pierre Bourdieu – feine Unterschiede und eben Professoren generiert.

Wenn Freiheit und Gleichheit in der Wissenschaft zum Thema werden, sind also auch lebensweltliche Fragen zu stellen. Aktuell ist für die Gleichstellungsarbeit an Universitäten die Diskussion darum relevant, ob die Freiheit, Kinder haben zu wollen oder nicht, dem Wunsch der Solidargemeinschaft weichen soll, weder auszusterben noch im Alter zu verarmen. In Deutschland gibt es derzeit Viele, die gerade die akademisch gebildeten Frauen hier zulasten individueller Freiheit und zugunsten gesellschaftlicher Interessen in Haft nehmen wollen. „Haben Sie eigentlich Kinder?“ wird dann zum Vorwurf an vermeintlich egoistische Karrieristinnen – ein Bild, das in der Hexe, der alten Jungfer, dem Blaustrumpf oder der Emanze viele heterosexistische Vorbilder hat. Demgegenüber ist es heute bereits von grosser Bedeutung, dass Studium, Lehre und Forschung Menschen mit Kindern ebenso ermöglicht werden wie denen ohne Kinder und dass dies in je unterschiedlich passender Form geschieht. Das bedeutet auch, die Kinderfrage nicht euphemistisch als Frage der Vereinbarkeit zu stellen, sondern als die Frage der Verdoppelung von Aufgaben und Verantwortung tatsächlich zu beantworten.

„Es ist von grosser Bedeutung, dass Studium, Lehre und Forschung Menschen mit Kindern ebenso ermöglicht werden wie denen ohne Kinder und dass dies in je unterschiedlich passender Form geschieht.“

Gleichheit im Reich der Freiheit bedeutet also eine Veränderung unserer Vorstellungen davon, was „den Wissenschaftler“ ausmacht, und dies ergänzt und unterfüttert letztlich auch die Versuche, personell etwas heterogener und weniger männerbündisch präsent zu sein. Daneben bedeutet Gleichheit im Reich der wissenschaftlichen Freiheit schliesslich noch, sich andere akademische Fragen zu stellen oder gefallen zu lassen als bislang, worauf zurückzukommen sein wird.

Verhältnisbestimmung

Zunächst aber muss die Ausgangsfrage noch beantwortet werden. Gleichstellungsarbeit an Universitäten lässt sich nur auf einer schlüssigen konzeptionell-theoretischen Grundlage integrativ betreiben. Wer Gleichstellung und Geschlechterdifferenz auf allen Ebenen einer Organisation gewinnbringend thematisieren will, also die Strategie *gender mainstreaming* umsetzt, muss ganz grundlegend eine Vorstellung davon haben, wie das denn aussehen kann: Gleichheit im Reich der Freiheit.

„Entscheidend ist zu versuchen, Individualität im Kontext – eben: Freiheit in Gleichheit – zu denken.“

Wer nach der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Freiheit und Gleichheit sucht, wird in der jüngeren Gerechtigkeitsphilosophie fündig. Dort ist die Frage heute zentral. John Rawls hat in seiner „Theorie der Gerechtigkeit“ (1971) ganz zu Beginn formuliert, Gerechtigkeit sei „die erste Tugend sozialer Institutionen, so wie die Wahrheit bei Gedankensystemen“. Dies ist eine interessante Aussage auch für Universitäten, wenn diese denn soziale Institutionen sind, die sich folglich der Wahrheit und der Gerechtigkeit verpflichtet sehen müssen. Daher, so der Rechtsphilosoph Rawls, gelten auch gleiche Bürgerrechte als ausgemacht. Rawls hat so versucht, Immanuel Kant gesellschaftlich zu denken, und Philosophinnen wie Herta Nagl-Docekal oder auch Seyla Benhabib haben das weiter ausgebaut. Entscheidend ist, dass sie nicht nur individuelle Autonomie des Einzelnen setzen, sondern dass sie versuchen, Individualität im Kontext – eben: Freiheit in Gleichheit – zu denken.

Andere wie zum Beispiel Martha Nussbaum haben in einer eher auf Aristoteles bezogenen Diskussion die Tugend zum Bindeglied zwischen unendlicher Vielfalt in Freiheit und notwendiger Bindung in der Gleichheit gemacht. Wieder andere beschäftigen sich sehr intensiv mit ethischen Bindungen unseres nicht zuletzt wissenschaftlichen Handelns. Und hier könnte ich jetzt fortfahren, Denkerinnen und auch Denker zu nennen, die Freiheit und Gleichheit in ein produktives Verhältnis setzen.

Ich würde dabei natürlich auch auf die feministische Diskussion kommen, und in der Universität der Zukunft wird das vermutlich eine der theoretischen Strömungen sein, denen genauso ein Modul und ein Forschungsbereich gewidmet ist wie dem Konstruktivismus, dem Positivismus oder der Naturphilosophie. Die feministische Philosophie, Theologie und Rechtswissenschaft sind für die Frage nach Freiheit in Gleichheit besonders spannend, weil *Gleichheit in der Differenz* in diesen Feldern systematisch auf seine Tragfähigkeit hin geprüft worden ist. Der Ausgangspunkt dieser Diskussion ist eine Geschlechterdifferenz – ob als Prämisse, als Artefakt, als Imagination, als performativer Akt –, also die Annahme, dass wir jedenfalls bislang alles, aber auch wirklich alles auch „gendern“, also geschlechtsspezifisch konnotieren. In der Theorie führt das insbesondere zu den Fragen, *wessen* Freiheit eigentlich wie konstruiert wird und ob hinter solchen Konstruktionen nicht bestimmte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit stecken.

In der Wissenschaft zeitigt die systematische Berücksichtigung der Geschlechterfrage als einer Frage nach Gleichheit in der Differenz mehrfache Folgen: Zum Einen muss, wenn Gender systematisch mitgedacht wird, immer wieder nachgefragt und überprüft werden, ob eine Unterschiedlichkeit missachtet worden ist, weil unser Denken – und das heisst an der Universität, weil die Forschung, das wissenschaftliche Gespräch, die Lehre – sich an nur *einem* Subjekt, *einer* Person, *einer* Problemwahrnehmung oder *einem* Ziel orientiert hat, das auf Dauer in einer Welt, die in Unterschieden denkt und handelt, nicht trägt. Wer das kritisch im Auge behält, arbeitet ständig daran, blinde Flecken zu vermeiden und keine stereotypen Prämissen zu setzen. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele: Der *homo oeconomicus* ist männlich stereotyp gedacht ein Wesen, das für wirtschaftswissenschaftliche Theoriebildung nur begrenzte Erkenntnisse liefert. Die regenerative Medizin muss darauf achten, dass es Geschlechter- und andere Unterschiede gibt, weil Diagnosen und Therapien sonst gefährlich falsch sein können. Und die Literaturwissenschaft wird Sorge tragen müssen, dass es eine Vielfalt an Stimmen gibt, die es zu beachten lohnt. So ist es in allen Disziplinen und Themenfeldern, von den Geistes- über die Sozial- bis zu den Naturwissenschaften.

Zum Zweiten entsteht aus der Aufmerksamkeit für Gleichheit in der Differenz die äusserst spannende und weitgehend unbeantwortete Frage, wie viel Unterschiedlichkeit, wie viel Differenzierung also eine Fragestellung eigentlich aushält und was welcher Zuschnitt der Fragen für wen bewirkt. Wenn in der Medizin tatsächlich alle Lebenslagen forschender Aufmerksamkeit bedürfen, wie viele Kohorten an Probandinnen und Probanden bilde ich denn dann? Und wenn ich nur nach Alter und Körpergewicht unterscheide oder wenn ich die Wirkung bestimmter Stoffe nur bei Männern teste, weil bei Frauen von zu hohen Schwankungen der Hormonspiegel ausgegangen wird, was sehe ich denn dann nicht? Das ist nicht nur für die therapeutische Indikation entscheidend. Die Frage nach der Unterschiedlichkeit ist also auch nicht der schlichte Appell, künftig auch an alle Armen, Schwachen und Kranken zu denken (so klingt Feminismus ja für die, welche aus der Position der Reichen, Starken und Gesunden heraus gnädig Sonderprogramme, Sonderbudgets und Sonderstellen einrichten). Die Frage nach der Gleichheit in der Differenz ist vielmehr die Frage nach dem Charakter, der Genese und der Wirkung derjenigen Unterschiede, die wir forschend – und auch sonst handelnd – zugrunde legen. Das ist kein Rand- und Sondergebiet, sondern gehört zu den Grundlagen von Wissenschaft.

„Die Frage nach der Gleichheit in der Differenz ist die Frage nach dem Charakter, der Genese und der Wirkung derjenigen Unterschiede, die wir forschend – und auch sonst handelnd – zugrunde legen.“

Zum Dritten führt die Aufmerksamkeit für Gleichheit in der Differenz dazu, dass nie vergessen wird, wo wir angefangen haben: Es ist auch immer wieder die Frage zu stellen, ob es irgendetwas bedeutet, *wer* da denkt, welcher Mensch da wirkt, mit welcher Herkunft, Lebensweise, Weltanschauung, ob Mann, ob Frau. Entscheidend ist: Dies ist eine Frage, keine Antwort *passé partout*.

Es sind also bestimmte Fragen, die sich lohnen und die immer wieder zu stellen sind, damit Gleichheit im Reich der Freiheit ihren Platz findet. Zudem ist es die betriebsame Gelassenheit, die auf Dauer benötigt wird, die auch die Gleichstellungsarbeit an der Universität Zürich auszeichnet – und die folglich im Jahr 2006 zu Recht gefeiert wird.

Bibliographie

- Baer, Susanne: Gender und Grundrechtsdogmatik – Freiheit, Gleichheit und Menschenwürde im europäisierten Verfassungsrecht. *Transit Europäische Revue* 29, 2005, 115–124.
- Baer, Susanne: Perspektiven der Gleichstellungspolitik – kritische und selbstkritische Fragen. *STREIT* 3, 2005, 91–99.
- Benhabib, Seyla: Selbst im Kontext. Kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne. Aus dem Amerikanischen von Isabella König. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996. – Originalausgabe: *Situating the Self. Gender, Community and Postmodernism in Contemporary Ethics*. Cambridge, UK: Polity Press 1992.
- Bourdieu, Pierre-Félix: *Homo academicus*. Übersetzt von Bernd Schwibs. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988. – Originalausgabe: *Homo academicus*. Paris: Les Editions de Minuit 1984.
- Lacey, Nicola: In Search of the Responsible Subject. History, Philosophy and Criminal Law Theory. *Modern Law Review* 64/3, 2001, 350–371.
- Mittelstrass, Jürgen: *Wissenschaft als Lebensform*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982.
- Nagl-Docekal, Herta: Gleichbehandlung und Anerkennung von Differenz. Kontroverielle Themen feministischer politischer Philosophie. In: dies. et Herlinde Pauer-Studer (Hrsg.): *Differenz und Lebensqualität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996, 9–53.
- Nussbaum, Martha C.: *Gerechtigkeit oder Das gute Leben*. Aus dem Amerikanischen von Ilse Utz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999.
- Rawls, John: *Eine Theorie der Gerechtigkeit*. Übersetzt von Hermann Vetter. Frankfurt: Suhrkamp, 14. Auflage 2001. – Originalausgabe: *A Theory of Justice*. Cambridge, Mass.: Belknap Press of Harvard University Press 1971.
- Wennerås, Christine / Wold, Agnes: Nepotism and Sexism in Peer-Review. *Nature* 387, 1997, 341–343.